

HEFTE AUS TAIZÉ

5

Frère Pierre-Yves

Gott, Dreifach Heilig

Der Unbekannte,
den uns Jesus offenbart

Der Begriff „Dreifaltigkeit“ lässt leicht an eine komplizierte metaphysische Theorie denken, bei der man kaum einen Bezug zum Glaubensleben erkennen kann. Dies wird in der vorliegenden Betrachtung nicht der Fall sein. Sie will zwar ernsthaft über Gott sprechen, aber nüchtern und respektvoll, in enger Verbindung mit dem Gebet.

Wir beginnen nicht mit mathematischen Überlegungen zu den Zahlen eins und drei, oder mit

Analogien wie etwa der Elektrizität, die gleichzeitig so verschiedene Phänomene wie Licht, Wärme und Kraft hervorbringt. Wir werden vielmehr vom Einfachen und Wesentlichen des christlichen Glaubens ausgehen, von Christus, der uns Gott offenbart – ja, dieser Jesus, geboren in Betlehem und auferstanden an Ostern.

In Jesus offenbart sich Gott so, wie es ihm gefällt, und soweit wir ihn zu erkennen vermögen. Denn das innere Leben Gottes (Gott „in sich“) entzieht sich uns. Er *wohnt in unzugänglichem Licht*, sagt Paulus (1 Tim 6,16), und bereits der Prophet Jesaja überzeugt uns, dass es unmöglich ist, sich ein Bild von Gott zu machen (Jes 40,18). Da er nicht Teil der Schöpfung ist, entzieht er sich unseren Kategorien wie Raum und Zeit. Seine unerreichbare, außerhalb jeder Vorstellung liegende Höhe und seine uns sprachlos machende Nähe übersteigen uns völlig. In diesem Sinne spricht man von Gott als dem absolut Transzendenten, dem alles Übersteigenden, aber in gewisser Weise auch als dem Immanenten, dem zutiefst im Innern Anwesenden, dem Sein, in dem alles seine Existenz findet, das aber doch jenseits des Geschaffenen bleibt. Ja, das Sein in seinem immerwährenden Hervorbrechen, der ewig Lebendige, die innige Gegenwart.

Diesbezüglich von „Geheimnis“ zu sprechen bedeutet nicht, dass es um etwas geht, das man nicht verstehen kann, sondern dass es ganz im Gegenteil zu viel zu verstehen gibt, um damit jemals ans Ende zu kommen. In Jesus hebt sich

nun der Schleier an einer Stelle. Der in allen Sprachen vorkommende Begriff „Gott“ nimmt mit dem Kommen Jesu eine besondere Bedeutung an, die über die des Alten Testaments hinausgeht. Er ist weder eine Idee noch eine unpersönliche Macht und schon gar kein drohendes Gericht, sondern er ist Jemand, eine Person.

Wir müssen stets darauf achten, uns keine Vorstellung von Gott zu machen, die von unserem Menschsein ausgeht. Denn spontan geht mein Personenverständnis vom eigenen Ich aus! In Wahrheit bin ich als Einzelner zunächst dazu berufen, mich selbst zu ergründen, mich den anderen zu öffnen, sowie mit Gott und meinen Mitmenschen Beziehungen der Liebe und des Vertrauens zu knüpfen. Durch dieses Ergründen und diese Beziehungen entdeckt das Individuum an sich selbst, was es heißt, immer mehr zu einer „Person“ zu werden. Ein solches Personenverständnis wurde von den Konzilien der ersten Jahrhunderte herausgestellt.

Als Sein von tiefster Tiefe, als Quelle der Liebe, aus der grenzenlose Gemeinschaft entspringt, ist Gott ursprünglich, urbildlich und auf ewig Person, Person schlechthin. Er hat jeden von uns als sein Abbild geschaffen und wir sollen uns in ihm wiedererkennen, um wirklich wir selbst zu werden: Personen, die sich von einer anderen Person entgegennehmen lassen.

Dieser Gott hat uns ins Dasein gerufen und will uns von allem befreien, was uns egoistisch auf uns selbst schauen lässt. Denn der große Plan,

den er uns anbietet, ist ein Bund, in dem er sich uns ganz offenbart, und in dem wir uns nicht nur als glückliche Partner vorfinden, sondern als seine Töchter und Söhne, ganz und gar erwachsen, frei und dankbar.

Dennoch, wenn sich Gott jeder Vorstellung und jedem Begriff entzieht, wie wollen wir ihn dann nennen, wie an ihn denken, ihn anrufen, ihn verherrlichen, von ihm sprechen? Und dies ohne Begriffe zu gebrauchen, die aus der Erfahrung unseres Lebens stammen? Solche Einwände sind berechtigt, denn sie erinnern uns daran, dass unsere auch noch so behutsam gewählten Begriffe niemals mit dem übereinstimmen, was sie auszudrücken vorgeben. Sie sind Symbole für eine unerreichbare Wirklichkeit und sollen unserem Verstand als Sprungbrett dienen. Zutiefst unangemessen müssen sie auf das über sie Hinausgehende offen bleiben. Sie schließen die göttliche Realität nicht in Definitionen ein, sondern beschreiben sie aus unserer menschlichen Perspektive. Man kann diese Begriffe naiv benutzen, aber mit einer „zweiten“ Naivität, die sich ihrer selbst bewusst ist. Sie machen uns Gott vertraut. Aber wir dürfen dabei nie vergessen, dass Gott unser Denken unendlich übersteigt. Er versetzt uns durch seine Höhe und seine Nähe immer wieder in Erstaunen: so hoch und doch überaus tief.

Um über Gott zu sprechen, werden wir also von Jesus ausgehen. Jesus, den wir als den ewigen Sohn entdecken werden, der uns sowohl seinen Vater als

auch seinen Geist offenbart. Wenn wir also beim Sohn beginnen, um dabei dem Vater und dem Heiligen Geist zu begegnen, stellen wir fest, dass jeder von ihnen auf die beiden anderen verweist, sie uns offenbart und lieben lässt. Das Geheimnis der Dreifaltigkeit ist somit nichts Feststehendes, das wir betrachten könnten, um es zu untersuchen und darüber zu diskutieren. Die Dreifaltigkeit ist eine immerwährende Bewegung, eine unaufhörliche Gemeinschaft, in die sich unser Glaube und unser Gebet mit hineinnehmen lassen. Wir beginnen also mit der Frage, was Gott für uns ist, um dann darüber nachzudenken, was er uns von sich selbst offenbart.

Jesus, der Sohn

Warum hat Jesus nicht deutlicher gesagt, wer er war? Warum hat er sich nicht von Anfang an zum Messias, Retter oder Sohn Gottes erklärt? – Weil es unmöglich war. Er wusste, dass in ihm etwas völlig Neues im Kommen war, das man nicht allzu schnell in Begriffe fassen konnte. Denn der menschliche Verstand versucht mit Begriffen die Dinge auf Bekanntes zurückzuführen. Das, was Jesus uns auf Erden offenbart hat, geht nun aber allen Vorstellungen und Begriffen voraus.

Die Jünger mussten ihm nachfolgen, um nach

und nach das Geheimnisvolle in ihm zu entdecken, die innere Autorität, die von seiner Person ausging. Diese schien bereits in der Art durch, wie er sie in seine Nachfolge berief (im Gegensatz zu den Rabbinern seiner Zeit, die darauf warteten, dass Schüler auf sie zuzugingen). Eine staunenswerte Autorität lag auch in der Tatsache, dass er nicht nur zu den Menschen sprach, sondern sie auch heilte und sogar Sünden vergab, was allein Gott vorbehalten ist. Erstaunlich ist darüber hinaus seine Art, wie er Gott mit *Abba* anspricht, was auch niemand vor ihm getan hatte: eine sehr respektvolle, aber zugleich vertrauliche und liebevolle Bezeichnung. Klingt, wenn er „lieber Vater“, ja fast „Papa“ sagt, nicht eine außergewöhnliche Kindschaft an? Dieses aramäische Wort *Abba* hat die ersten Christen, besonders Paulus, so fasziniert, dass sie es wörtlich ins Griechische übernommen haben.

In all dem erscheint Jesus nicht nur als Prophet oder gar als *der* Prophet schlechthin, nicht nur als Nachfolger des Mose oder ein Sprachrohr Gottes. Er weiß um seinen Auftrag, den Plan Gottes auszuführen. Er ist sich bewusst, Gottes handelndes Wort zu sein, sein menschengewordener Heilsplan, sein kommendes Reich.

Die Jünger werden bekennen, dass er der Messias Gottes, dass er Christus ist, obwohl sich keiner von ihnen, weder Johannes der Täufer noch Maria, einen leidenden und gekreuzigten Messias vorstellen kann. Selbst für Jesus wird dies nicht einfach sein, man denke nur an sein Gebet im

Garten Getsemani. Erst nach Ostern wird man die Leidensgeschichte Jesu als Sieg der größeren Liebe deuten. Seine Auferstehung stellt Jesus neben Gott und lässt uns in ihm den ewigen Sohn Gottes erkennen. „Gott von Gott, Licht von Licht“, wird man später sagen, ohne dass diese Bezeichnungen wie ein Mythos klingen.

In dieser Hinsicht ist der Titel „Herr“ (*Kyrios*) sehr bezeichnend. Das Neue Testament gibt ihn im Allgemeinen Jesus Christus, dem Sohn, so wie ihn uns seine Auferstehung geoffenbart hat. Aber auch der Vater wird so angesprochen. Mit „*Kyrios*“ ist in der Septuaginta (der jüdisch-hellenistischen Übersetzung des Alten Testaments aus dem 2. Jh.v.Chr.) das den Juden heilige Tetragramm IHWH übersetzt, unter dem sich Gott dem Mose im brennenden Dornbusch geoffenbart hatte. Es gab keinen heiligeren Namen, und die Juden sprachen ihn aus Ehrfurcht nicht aus. Hätten die ersten Christen die Nähe Jesu mit dem Vater eindeutiger verkünden können, als Jesus nach seiner Auferstehung *Kyrios* zu nennen? Hätte man ihre Gleichheit in „Natur“, „Substanz“ oder „Wesen“ (griechisch *ousia*), wie man es im Jahre 325 auf dem Konzil von Nizäa formulieren wird, also besser zum Ausdruck bringen können? (Wir führen diese gelehrten Begriffe hier nur einmal auf, kommen aber nicht mehr auf sie zurück.)

Jesus und sein Vater

Das ganze Evangelium zeigt, dass Jesus die Aufmerksamkeit entschlossen von sich weg auf Gott lenkt, dessen Gesandter er ist. Er sagt: „Niemand ist gut außer Gott, dem Einen“ (Mk 10,18). Mit Autorität ruft er zur Erfüllung des Willens Gottes auf und ergibt sich gleichzeitig selbst ganz frei und entschlossen in diesen Willen – bis hin zum Todeskampf von Getsemani. Er ist eins mit diesem Willen, der uns befreien möchte, und er will nichts weiter, als uns den Heilsplan des Vaters zu offenbaren. Man kann also sagen, dass Jesus jeden, der zu ihm kommt, an den Vater weiterverweist. Sein ganzes Wesen ist Beziehung zum Vater.

Auf der anderen Seite schenkt ihm dieser Vater im Himmel sein ganzes Vertrauen: „Er hat ihm alles in die Hand gegeben“, schreibt Johannes (Joh 13,3). Jesus ist mehr als ein Gesandter des Vaters, er ist dessen handelnde Gegenwart, sein uns zugewandtes Angesicht. Wenn sich der Sohn in völliger Gemeinschaft mit dem Vater offenbart, so muss man bekennen, dass auch dieser sich auf nicht weniger absoluter Weise als Gemeinschaft mit seinem Sohn erweist.

In unserer menschlichen Erfahrung, in unserem Denken und Sprechen, gibt es nichts, was unabhängig von uns selbst, losgelöst von unserem Sein besteht. Unsere Erfahrung, unser Denken und unser Sprechen sind grundlegend für das, was wir

sind. Sie zeigen uns, was außerhalb unserer selbst ist und bleiben doch Teil von uns. So mussten auch die ersten Christen besonders nach der Auferstehung feststellen, dass man sich Jesus außerhalb seines innigen Verhältnisses zu Gott nicht vorstellen, ja nicht einmal an ihn denken konnte. Er nennt Gott *Abba* und ist selbst dessen *Logos* (Joh 1,1), d.h. Gedanke, Ausdruck, Bestimmung.

Im Laufe der ersten Jahrhunderte hat man versucht, diese innige und doch so differenzierte Beziehung in Worte zu fassen, indem man Vater und Sohn zu zwei Gesichtern oder Erscheinungsweisen des einen und einzigartigen Gottes machte, die dieser den Umständen entsprechend annähme, um sich zu erkennen zu geben. Dies verwischt jedoch den Unterschied zwischen Vater und Sohn. Oder man hat sich in einem anderen Denkmodell vorgestellt, dass Jesus zu einem bestimmten Zeitpunkt von Gott adoptiert wurde, was wiederum nichts über ihre ewige Einheit aussagt. Oder man hat den Sohn ganz einfach zu einem Geschöpf erklärt, wodurch zwar die Einheit Gottes gewahrt bleibt, aber die ursprüngliche Gemeinschaft zwischen Gott und seinem Wort verloren geht.

Man muss also zugeben, dass dieser so persönliche Gott, den wir in der Nachfolge Jesu als „unseren Vater“ anrufen, Teilhaber hat, die zusammen mit ihm Gott sind. Gott ist einer und einzigartig, aber er ist nicht einsam, sondern ist Gemeinschaft. Sein Sohn und sein Geist sind eines Wesens mit ihm; in Gemeinschaft mit ihnen ist er Liebe (1 Joh 4,8),

gegenseitige Liebe. Alleiniger Gott also, Vater, der niemals ohne seinen Sohn und seinen Geist war, die mit ihm diesen alleinigen Gott in dreifacher Liebesbeziehung bilden – in drei Personen.

Jesus und sein Geist

Wir haben bereits vom Heiligen Geist gesprochen. Gehen wir wiederum von Jesus aus. So wie wir aus Jesu Beziehung zum Vater etwas über diesen erfahren, so auch aus seiner Beziehung zum Geist.

Durch den Heiligen Geist wird das Wort Gottes Mensch, indem es von Maria als Kind zur Welt gebracht wird. Dies gehört dem transzendenten Bereich des Geheimnisses Gottes an, wie Matthäus und Lukas es ausgedrückt haben. Bei Jesu Taufe wird der Heilige Geist an seine Seite treten und von da an wie eine Gnadensalbung, wie eine Art Segen oder Sendung, auf ihm ruhen. Der Geist ist Jesus besonders im Kampf gegen die Dämonen nahe (Mt 12,28). Schließlich steht Jesus durch die Kraft des Geistes, die nicht Teil der Schöpfung ist, von den Toten auf (vgl. Röm 1,4) in die Herrlichkeit des Vaters.

Der Heilige Geist war für die Christen der ersten Jahrhunderte das Weiterleben des Auferstandenen auf Erden. Dieser hatte den Aposteln bei ihrer letzten Begegnung die Kraft des Geistes

versprochen (Apg 1,8). Johannes hat dies in den gleichsam testamentarischen Worten Jesu in den Kapiteln 13 bis 16 seines Evangeliums entfaltet. An mehreren Stellen kommt zum Ausdruck, dass Jesus sich nicht ohne seine Beziehung zum Geist, dem „anderen Beistand“ (wörtlich „dem Herbeigerufenen“, vgl. Joh 14,16), versteht. Später sagt er: „Ich werde den Vater bitten, und er wird euch einen Anderen an meiner Stelle senden.“ Der Geist bringt nichts Neues, aber er führt in die ganze Wahrheit, die Jesus ist, ein (Joh 16,13); er entfaltet in der Geschichte das, was Jesus offenbart hat. – In diesem Sinne kann man allerdings behaupten, dass er Neues bringt: Er nimmt Einfluss auf die Welt und den Lauf der Dinge.

Jesus weiß, dass sein Tod, seine Auferstehung und sein Weggang von dieser Welt notwendig sind, damit der Geist kommen kann: „Es ist gut für euch, dass ich fortgehe. Denn wenn ich nicht fortgehe, wird der Beistand nicht zu euch kommen; gehe ich aber, so werde ich ihn zu euch senden“ (Joh 16,7). Die Botschaft von der Menschwerdung Gottes wird von da an in Zeit und Raum weitergegeben, bleibt jedoch stets konkret und persönlich. Hier kommen wir zu einer erstaunlichen Wechselseitigkeit: In gewissem Sinne sollte die Menschwerdung das Kommen des Geistes vorbereiten, während es dem Geist darauf ankommt, dass wir aus Christus leben.

Außerdem wird unsere Gemeinschaft mit Jesus durch den Geist noch viel tiefer: auch wenn wir

weiterhin in einer ganz persönlichen Beziehung stehen, bleiben wir im Glauben nicht mehr unmittelbar auf uns selbst bezogen; wir sind vielmehr aufgerufen, unseren spontanen Neigungen entgegenzutreten und den Blick von uns selbst abzuwenden, um zu „geistlichen“ und „neuen“ Menschen zu werden. Dann erkennen wir Christus nicht mehr dem Fleische nach, wie Paulus schreibt, wobei „Fleisch“ hier die irdischen Maßstäbe unserer Erkenntnis bezeichnet, bei der wir dazu neigen, von uns selbst auszugehen (vgl. 2 Kor 5,16). Der Geist hilft uns, diese Neigung zu überwinden.

Das Leben Jesu – an sich und als historisches Ereignis – lässt uns dessen geheimnisvolle Beziehung zum Vater und zum Heiligen Geist erkennen. Jesus hat sich, solange er auf Erden lebte, nicht zu Gott emporgehoben, wie ein Religionsgründer es getan hätte. Bis zum Ende bewahrte er eine Sprache und eine Haltung von größter Einfachheit und Demut. Damit zeigt er, dass er alles vom Vater empfängt, und bezeugt klar diese Quelle und Vaterschaft, aus welcher er als der ewige Sohn hervorgeht. Auch darin, dass er im Gegensatz zu einem Religionsgründer keinen einzigen Text hinterlassen hat und sich nicht besonders um die Zukunft seiner Mission gekümmert zu haben scheint, vertraut Jesus ganz und gar dem Geist, der ihm folgen und die Kirche in die ganze Wahrheit führen wird. Der Geist führt also das Begonnene weiter, er hat Eigeninitiative und Kreativität. Heißt das aber

nicht auch, dass er wirklich Person ist und nicht nur ein Etwas?

Kurz gesagt: In Jesus erkennen wir sowohl den Vater als auch den Heiligen Geist. Er selbst will nur in dieser doppelten Beziehung, die wesentlich zu ihm gehört, verstanden und erkannt werden. Wenn wir uns Jesus im Gebet zuwenden, stellt er uns sogleich in Gemeinschaft mit seinem Vater und seinem Geist.

Gott, der Vater

Wenn wir vom Vater sprechen, ist Vorsicht geboten: Er hat nichts mit unserer mehr oder weniger glücklichen Erfahrung mit unserem eigenen Vater zu tun. Natürlich hat, wenn wir selbst nie einen Vater kennengelernt oder erfahren haben, auch dieser Name, den wir Gott geben, für uns keinen Sinn. Aber die ursprüngliche, psychologische Erfahrung muss sich in jedem Falle wandeln und zu einer geistlichen Erfahrung werden. Sie darf nicht von uns, sondern muss von Jesus ausgehen: Unser himmlischer Vater ist der Vater Jesu Christi, sein *Abba*, dessen Abbild Jesus für uns ist. Auf diesen Vater bezieht sich jede Vaterschaft „im Himmel und auf der Erde“ (Eph 3,15), in ihm hat sie ihr Ur- und Vorbild.

In Jesus, in dem erstaunlichen Einklang

zwischen seiner völligen Freiheit und seiner totalen Unterwerfung, entdecken wir diesen Vater als frei und befreiend: wie der Sohn, so der Vater! Ein Vater, der dem Sohn alles in die Hand gegeben hat (Joh 13,3) und der, wie in dem von Jesus erzählten Gleichnis zu seinem Sohn – und damit zu jedem von uns –, sagt: „Alles, was mein ist, ist auch dein“ (Lk 15,31). Das heißt, dass er seinen Sohn ganz in seinen ewigen Heilsplan einbezieht und dass dieser sich ganz in diesem Plan wiedererkennt. Darin entfaltet er seine größtmögliche persönliche Freiheit.

In völligem Vertrauen und in einer Art demütiger Zurückhaltung handelt der Vater durch das Wirken seines Sohnes und seines Geistes. Dieser Sohn ist sein Gedanke in Person, sein wirkmächtiges Wort, sein schöpferischer Wille; und der Geist ist das Geheimnis seines Herzens. Beide waren an der Schöpfung beteiligt, denn dem Schöpfungsbericht zufolge schuf Gott durch sein Wort, während der Geist mit seinem Atem über der entstehenden Schöpfung „schwebte“, im Hebräischen wörtlich „brütete“. Sie ist noch immer im Entstehen. Und seit der Auferstehung Jesu erneuert der Heilige Geist im Verborgenen das Antlitz der Erde (vgl. Psalm 104 (103),30). Der Geist hat außerdem etwas Weibliches an sich. Dies erinnert uns daran, dass bereits bei den Propheten des Alten Testaments die Väterlichkeit Gottes auch Mütterlichkeit ist, Zärtlichkeit einer Mutter für ihr kleines Kind (Jes 66,13).

Irenäus von Lyon hatte bereits im zweiten Jahrhundert das Wort und den Geist die „zwei Hände des Vaters“ genannt, die dieser uns entgegenstreckt. In ihrem vertrauten Zusammenspiel haben sie nur ein Ziel: uns zur Quelle der Liebe zu führen, aus der sie hervorgegangen sind, uns zur Vertrautheit mit demjenigen zu bringen, mit dem sie selbst in so enger Beziehung stehen.

Wie Jesus, so muss uns auch der Vater, damit wir uns ihm im Gebet zuwenden können, in die Gemeinschaft mit seinem Sohn und seinem Geist hineinnehmen. Denn jedes Gebet an den Vater erhebt sich – bewusst oder unbewusst – aus der Liebe des Sohnes zum Vater. Und durch den Geist keimt es im Herzen des Glaubenden und geht gleichzeitig im Herzen des Vaters auf. Die Sehnsucht, die der Geist im Herzen des Glaubenden erweckt, entspricht der Sehnsucht im Herzen des Vaters (Röm 8,26-27). Denken wir an den Satz, mit dem das Eucharistische Hochgebet der westlichen Kirche endet: „Durch ihn [Christus], und mit ihm und in ihm ist dir, Gott, allmächtiger Vater, in der Einheit des Heiligen Geistes alle Herrlichkeit und Ehre jetzt und in Ewigkeit.“

Vielleicht stoßen wir uns in diesem Gebet an dem Begriff „allmächtig“. Von Beginn an haben die Glaubensbekenntnisse Gott als „allmächtig“ bezeichnet, was in unseren Tagen ein doppeltes Problem aufwirft: Einerseits argwöhnt man, dass Gott uns seine Macht spüren lassen könnte, andererseits beklagt man – nicht ganz ohne Wider-

spruch –, dass er nicht in die Geschichte eingreift und sich den menschlichen Machtstrukturen nicht entgegenstellt.

Es sei deshalb nochmals betont, dass wir von Jesus von Nazareth, dem Mensch gewordenen Wort Gottes, seinem Leben und seiner Lehre, seinem Leiden und seiner Auferstehung ausgehen, wenn wir über Gott nachdenken. So muss auch von ihm her diese „Allmacht“ gedeutet werden. Sie bezieht sich zunächst auf die Schöpfung: Gott hatte alle Macht, um seinen Heilsplan auszuführen. Aber dieser Plan ist bescheiden: Gott, der alles und in allem ist, hat sich scheinbar zurückgezogen, um dem Raum zu geben, was nicht er ist. Er hat seine Schöpfung als eigenständig angelegt, ohne dass sie ihm jedoch gleichgültig wäre. Aber er scheint weder in die Geschichte, in der das Kausalgesetz gilt, noch in den Lauf der Dinge eingreifen zu wollen. Er handelt anders: Indem er auf uns zukommt, zieht er alles zu sich.

Die jüngste Theologie hat hervorgehoben, dass die Macht Gottes sich ganz besonders in der Entäußerung Christi offenbart, in seinem Leiden und in seiner Auferstehung. Verbirgt sich darin nicht die Fähigkeit Gottes, aus dem Schlimmsten das Beste zu machen? Es ist an uns, die Wirkungen davon in unserem Leben zu erahnen. Hier liegt die christliche Hoffnung im Halb-Dunkel des Glaubens. Es geht nicht darum, aus der Allmacht Gottes eine Schwäche zu machen, sondern ihren paradoxen Charakter zu bewahren: Sie ist nicht

von dieser Welt, und handelt nicht – obwohl es möglich wäre – durch Wunder, zumindest nicht durch das, was wir Wunder nennen.

Der Heilige Geist

Es fällt uns nicht leicht, uns den Heiligen Geist als Person vorzustellen. Der Begriff „Geist“ lässt an eine geheimnisvolle Kraft denken, an ein geheimes Wirken, dem man kein Gesicht zuordnen kann. Dennoch wird im Neuen Testament mehrmals gesagt, dass er eine Gabe sowohl des Vaters als auch des Sohnes ist. Es heißt nicht, dass uns ein Etwas gegeben worden wäre, sondern derjenige, durch den sich der Vater und der Sohn uns schenken. Die Erfahrung eines Glaubenden, der über sein Beten nachdenkt, ist diese: Wir beten im Geist und durch seine zutiefst persönliche Gegenwart in uns, in ihm und durch ihn, der in seinem Wesen Innerlichkeit und Gemeinschaft ist.

Dies macht uns gewiss, dass der Geist als göttliche Person mit dem Vater, dem Sohn und mit uns selbst in Beziehung steht und in uns die Gegenwart Gottes selbst ist. Warum aber hat er für uns kein Gesicht? Eine Taube ist ein Symbol ohne ein persönliches Gesicht. Die Antwort darauf lautet: Gerade aufgrund seiner ihm eigenen Demut hält er sich hinter unserem Glauben, unserer Hoffnung,

unsere Liebe verborgen, so dass diese ganz aus uns kommen, obwohl sie doch seine Gaben sind. Der Geist macht uns frei, indem er uns Verantwortung überträgt. Genauso ist er hinter unserer Gemeinschaft mit dem Vater und mit Jesus verborgen – verborgen, ja, aber wahrhaftig gegenwärtig. Er steht uns nicht gegenüber, er ist wie der Fremde, den der Prophet Elija in einem sanften, leisen Säuseln erkennt (1 Kön 19,12); er wohnt in uns wie das Verlangen nach Gott, wie die Sehnsucht nach dem Reich Gottes und seiner Fülle, wie das stille Glück der Gemeinschaft.

Im Alten Bund handelte der Geist bereits mehr oder weniger im Verborgenen, wie ein Vermittler Gottes, und gab sich besonders in außergewöhnlichen und charismatischen Erscheinungen zu erkennen. Im Leben Jesu war er auf verborgene oder vielmehr geheimnisvolle Weise gegenwärtig. Erst seit dem Leiden und der Auferstehung Christi bricht seine Gegenwart hervor. Zunächst offenbart ihn die Auferstehung des Gekreuzigten als handelnde Gegenwart, die dennoch transzendent bleibt, d.h. im Bereich der „neuen Schöpfung“. Der Geist ist gleichsam die Zukunft Gottes; Gott, der auf uns zukommt. Man kann in ihm auch die anbrechende Ewigkeit erkennen, nachdem die Menschwerdung Jesu an Ostern zur Erfüllung gelangt ist.

Die Apostelgeschichte ist gleichsam das Evangelium des Heiligen Geistes. Sein Werk ist innerlich und allumfassend (katholisch). So führt er die Kir-

che Christi in die ganze Wahrheit ein, legt offen, was er von Jesus empfängt, und verherrlicht ihn, der die Wahrheit selbst ist.

Damit erweist sich der Geist als überaus missionarisch. Jesus war vor allem zum jüdischen Volk gesandt – denn die Gute Nachricht ist zunächst für die Juden. Der Geist jedoch bewegt Petrus dazu, bei dem Heiden Kornelius einzukehren, ihn zu taufen und so das Evangelium auch den anderen Völkern zu verkünden. Petrus muss sich dafür vor der Gemeinde von Jerusalem rechtfertigen: „Während ich redete“, sagt er in Bezug auf seinen Aufenthalt bei Kornelius, „kam der Heilige Geist auf sie herab, wie am Anfang auf uns... Wenn nun Gott ihnen, nachdem sie zum Glauben an Jesus Christus, den Herrn, gekommen sind, die gleiche Gabe verliehen hat wie uns: wer bin ich, dass ich Gott hindern könnte“ (Apg 11,15-17). Noch heute bringt der Geist die Kirche dazu, Grenzen zu überschreiten. Ein solcher Wille weist auf eine Person hin...

Um die Göttlichkeit des Geistes auszudrücken, haben die Konzilsväter von Konstantinopel im Jahr 381 sorgfältig alle aus der damaligen Philosophie entlehnten Begriffe vermieden, die nach dem Konzil von Nizäa zu endlosen Diskussionen geführt und Verwirrung gestiftet hatten. Sie haben den Geist ganz einfach „Herr“ genannt, wie schon seit langem den Vater und den Sohn. Des weiteren hat man hinzugefügt, dass er „mit dem Vater und dem Sohn angebetet und verherrlicht wird“.

In Bezug auf den Geist bekräftigt das Glaubensbekenntnis: „der aus dem Vater hervorgeht“. Im Westen fügte man im 7. und 8. Jahrhundert „und aus dem Sohn“ ein, das *Filioque*. Damit wollte man dem Eindruck zuvorkommen, dass der Sohn dem Vater untergeordnet sei, der aufkommen könnte, wenn der Vater allein den Heiligen Geist hervorgerufen hätte. Nein, der Sohn ist kein Geschöpf, auch kein irgendwie Höhergestelltes Wesen, sondern er ist Gott mit dem Vater. Die Gefahr dieser Hinzufügung bestand natürlich darin, den Geist auf ein Verbindungselement zwischen dem Vater und dem Sohn zu reduzieren, und in ihm mehr eine Funktion als tatsächlich eine dritte Person in der göttlichen Gemeinschaft zu sehen. Man muss sich dabei vor Augen halten, dass durch die Gespräche mit den Ostkirchen in den letzten Jahrzehnten das Geheimnis der Person des Heiligen Geistes ganz neu ins Bewusstsein der Westkirche getreten ist. So wurde der Text in bester Absicht geändert, aber man vergaß, mit welchen Mühen die Formulierung des Glaubensbekenntnisses zustande gekommen und in Konstantinopel mit einer Aussage über den Heiligen Geist vervollständigt worden war.

Zur Zeit deutet sich ein Konsens an, bei dem sich zunächst alle bewusst machen müssen, dass das Geheimnis der Gemeinschaft der göttlichen Personen nicht in einer zeitlichen Entwicklung besteht, wie wenn der Vater zunächst allein gewesen wäre, dann der Sohn dazugekommen wäre und schließ-

lich zwischen beiden der Heilige Geist. Die Dreifaltigkeit ist in der Ewigkeit begründet. Man kann der westlichen Christenheit darin zustimmen, dass der Sohn am Erscheinen des Geistes beteiligt ist, indem er ihn aus aller Ewigkeit empfängt, so dass seine Herrlichkeit durch ihn hindurchstrahlen kann und für uns sichtbar wird. Aber man muss beachten, dass der Geist auf seine Weise ebenfalls am Sohn Anteil hat. Er ist wie das Strahlen, das von ihm ausgeht.

Dieses Ringen um Worte drückt eine geistliche Erfahrung aus: Der Sohn als Wort ist die Äußerung Gottes, während der Geist auf dessen innere Tiefe hindeutet. Aber beide, Sohn und Geist, offenbaren den Vater niemals unabhängig voneinander, und wir können das Handeln des einen nie von dem des anderen trennen. Sie treten immer gemeinsam auf.

Wir haben gesehen, dass der Geist im Verborgenen wirkt, um unsere Freiheit und unsere Verantwortung freizusetzen. Man könnte sagen, dass er unsere Freiheit und unser verantwortliches Handeln zur Vollendung führt. Wenn wir bekennen: „Jesus ist der Herr“ (1 Kor 12,3), machen wir im Glauben indirekt die Erfahrung seiner Gegenwart. Und wenn wir in der Nachfolge Jesu sagen: „*Abba*, Vater“, erfahren wir indirekt die Gegenwart des Geistes in unserem Gebet (Röm 8,15). Wir erahnen auch, dass er Person ist, wenn wir erfahren, wie seine Gegenwart in uns sehr persönliche und äußerst schöpferische Dimensionen freisetzt. Wir

wissen ja aus der Pädagogik, dass nur eine Person in der Lage ist, einer anderen zu helfen, selbst Person zu werden: Der Geist verbindet sich mit unserem Geist (vgl. Röm 8,16).

Die Dreieinigkeit Gottes

Wir können den Glauben an den dreifach heiligen Gott so zusammenfassen: Der Vater ist die Quelle und das Überströmen seiner Liebe ruft das Wort und den Geist hervor. Ersteres ist eher als seine äußere Selbstmitteilung zu verstehen, der Geist dagegen als seine Einprägung von innen her. Wort und Geist treten in die Bewegung ein, aus der sie hervorgehen: Das Wort empfängt den Geist, der Geist wiederum ruht auf dem Wort. Diese dreifache Gemeinschaft ist der eine Gott. Der Vater „zeugt“ also in aller Ewigkeit den Sohn und sein Atem „haucht“ den Heiligen Geist aus; beide sind aktiv an diesem Austausch des Lebens beteiligt. Ihre Gemeinschaft ist vollkommen, sie ist Fülle der Liebe auf ewig.

Die in Gott bestehende Gemeinschaft hängt in keiner Weise von der Schöpfung und von uns ab. Weder das Eine noch das Andere fügen der Fülle Gottes etwas hinzu – außer einer absichts- und bedingungslosen Freude, die ihm das Überströmen des Lebens und der Liebe bereiten, und die

dort hervorbricht, wo der Mensch auf das Angebot Gottes eingeht, und sich zum Teilhaber an dieser vollendeten Gemeinschaft machen lässt, die wir Dreifaltigkeit nennen.

Das Geheimnis des dreifach heiligen Gottes zwingt den menschlichen Verstand zu einer Gratwanderung, die unbequem und paradox ist; wir müssen uns ständig im Gleichgewicht halten. Der menschliche Verstand sucht nun aber instinktiv das Bequeme und Stabile; er weicht dem Paradox durch vereinfachende Vorstellungen aus: entweder betont er einseitig die Einheit Gottes und reduziert die Vielfalt der Personen wie oben erwähnt auf verschiedene Gesichter Gottes, die dieser je nach Bedarf annimmt. Oder er betont die Unterschiedenheit der Personen so sehr, dass daraus drei unterschiedliche Gottheiten werden, drei Klammeraffen, wie Calvin spottete. Zum ersten neigt das rationale Denken, zum zweiten die Frömmigkeit.

Abschließend sei noch einmal gesagt, dass wir im Glauben und Beten der Dreifaltigkeit nicht als solcher begegnen. Wir können sie nur als einen abstrakten Begriff denken. In Wirklichkeit ist die Gemeinschaft Gottes eine Bewegung, die sich nicht aufhalten lässt, eine demütige und lebendige Liebe, in der jede der drei Personen an die beiden anderen verweist. Diese Bewegung können wir nicht als Außenstehende betrachten, sondern müssen uns in sie „mit hineinnehmen lassen“ wie in einen Tanz.

Übersetzung aus dem Französischen: Agnes Klais

© Ateliers et Presses de Taizé, 71250 Taizé, France
DL 1057 - mai 2008 - ISBN 9782850402487

Achévé d'imprimer en mai 2008 imprimerie - AB.Doc, 71100 Chalon sur Saône